

RÜCKKEHR AUS DEN HAAG

von Georgi Tenev (Sofia)

Erstveröffentlichung

publiziert in Kooperation mit dem
Projekt *Verbotene Worte*

Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Verlages Altera Delta Entertainment. Die Erzählung ist dem Erzählband Georgi Tenevs *Zavrash-tane ot Haga* (Rückkehr aus Den Haag) entnommen, der im Herbst 2008 erscheinen wird.
© Georgi Tenev
© der deutschen Übersetzung: Elvira Bormann-Nassonowa

23. August, zur Mittagszeit

Der Junge vom italienischen Bataillon schwitzt unter seinem Helm. Ich frage mich, ob er nicht schon einen Krampf in den Armen hat. Ohne sich zu rühren, hält er die Waffe ausgerichtet, den Gurt über der Schulter. Warum setzt er sich nicht, weshalb bleibt er stehen, das macht mich nervös. Er lässt mich nicht aus den Augen und zuckt nicht einmal. Schon beinahe eine Stunde ist vergangen.

Der Junge vom italienischen Bataillon schwitzt, aber den Helm nimmt er nicht ab. Die Gewehrmündung rückt nicht von mir ab. Seine Beine sind eingeschlafen, meine ebenfalls. Ich könnte meine Hand ausstrecken und eine Zigarette aus der Schachtel holen, aber im Moment habe ich nicht einmal Lust zu rauchen. Bald müsste ein Panzerwagen kommen, ich sehne ihn herbei, er ist die Rettung für mich. Vor der Haft habe ich keine Angst, es gibt bedrohlichere Dinge; so wie wir hier gerade stehen, könnte eine verirrte Fliegerbombe das Gebäude treffen. Oder aus einem Hubschrauber gefeuert werden. In der Dunkelheit sieht alles gleich aus, und von oben, aus der Luft, kann man nicht besonders viel unterscheiden. Die internationalen Schutztruppen setzen nicht auf präzise Aktionen, brutal ziehen sie den Belagerungsring immer enger – einmal muss das Tier ja aus seiner Höhle kommen. Doch jetzt macht mir vor allem das Kindergesicht des Italieners Angst.

Draußen geht der Beschuss weiter. Am Fenster hat sich ein Stück Papier in den angefaul-ten Gitterstäben gefangen. Ein Flugblatt, wie sie den ganzen Tag über vom Himmel fallen. Sie werden aus den Flugzeugen geworfen, die in mehreren Kilometern Höhe vorüberfliegen, um dem Feuer der Flakgeschütze zu entgehen. Von dort fallen die Blätter kalt und hart her-unter und schlagen mit einem Knall auf dem Pflaster auf, als ob eine Flasche zerbricht.

Auf dem Zettel steht:

»Seine Auslieferung an die Kräfte des internationalen Militärkontingents und Anklage vor dem Kriegsverbrechertribunal ...«

Das Papier ist gefaltet, die Zeile unterbrochen:

»... als einzig zufriedenstellender Ausgang aus der Situation ... unverzügliche etappen-weise Abrüstung ...

... eine Pufferzone und ein humanitärer Korridor für die Mitarbeiter von Hilfsorganisa-tionen und Sanitätstruppen.

... zur Exhumierung.

... unterzeichnet vom Befehlshaber der internationalen Schutztruppe und der UNO-Frie-denstruppe, Generalleutnant ...«

Das Papier reißt sich vom Draht los und fliegt davon. Ein ganz normales Flugblatt, verfasst im Stab der Alliierten und schlecht übersetzt. Immer und immer wieder werden sie abgeworfen, der Krieg geht weiter. Und von hier aus betrachtet, dürften es die Zerstö-rungen wohl kaum wert sein, auch nicht im Austausch für mein einziges Leben. Nun liegt alles in der Hand des Jungen vom italienischen Bataillon, wenn er wollte, könnte er es mit einer winzigen Bewegung tun. Irgendwo in der Nähe pfeift eine Kugel vorbei, ein fernes Maschinengeräusch im Himmel, dann verhallt es allmählich. Wieder Stille, kein Panzerwa-gengeräusch. Die Metallgitterstäbe stellen ein Bild dar, das die Landschaft überlagert. Sie bilden ein Kreuz mit zwei Querstreben: Sein Stamm ist ein schiefer Elektromast draußen gegenüber dem Gebäude, mit abgerissenen Kabeln und einer herabhängenden ausgewei-deten Lampe. Wäre es ein Kruzifix, müsste dort, in den Umrissen des Lampenfleckens, in deren Schatten nur schwarzes Licht leuchtet, stehen, wessen Kreuz es ist, wofür derjenige gekreuzigt wurde.

»Junge«, frage ich ihn, »soll ich dir erzählen, woran ich die Schuld trage?«

*

30. September

Vor drei Tagen hat das Parlament es beschlossen. Eine Formalität, der Hausarrest blieb be-stehen. Mila und Slobodan konnten von einem Zimmer ins andere gehen, durch die Küche, in den Flur, doch kamen sie nur bis zur Haustür. Ihre Blicke begegneten sich so gut wie nie.

Sie bewahrte stets die Beherrschung, im Geiste malte sie sich verschiedene Möglichkeiten eines eventuellen Lebens ohne ihn aus, hier oder anderswo, doch das Bild zerfiel immerzu. Am hellerlichten Tag überkam sie urplötzlich Müdigkeit, dann legte sie sich hin und schloss die Augen.

Der Traum spielt an einem unbekanntem Ort, in irgendeinem Haus. Dort hatte jeder von ihnen seinen Lieblingssessel im Wohnzimmer. Sie waren zu zweit, vor dem Fernseher. Hinter ihnen Regale aus braunem Holz. Überall gerahmte Fotos, Kerzenständer und Vasen, Körbchen aus Schilfrohr und Keramiksteller, wie sie sie auch gern in ihrer Wohnung hätte. Dann erkannte sie es – es war tatsächlich ihr Apartment, die Residenz. Es waren er und sie, aber irgendwie anders.

Mila kümmerte sich um die alltäglichen Dinge. Während sie Staub wischte, fiel ab und zu ein Gegenstand zu Boden, und falls er zerbrechlich war, ging er in Scherben. Sie kehrte die Scherben mit einem kleinen Handfeger zusammen, und damit war der Gegenstand verschwunden, hörte auf zu existieren. Schließlich endete alles mit einer Glasfigur, die als letzte zersplitterte. Zusammen mit der Figur aus Glas verschwanden auch sie beide, auch wenn sie sich nicht ähnlich waren. Danach kamen nur noch unklare Bilder ohne Form und Masse, die es nicht mehr lohnte zu verfolgen.

Mila öffnete die Augen. Jetzt bemerkte sie, dass sie von viel zu vielen Dingen umgeben waren. Wie im Traum könnten die meisten davon ganz einfach verschwinden. Sie setzte sich auf und erhob sich, leicht benommen. Sie zog ihren roten Morgenmantel zusammen und ging auf die Terrasse.

An jenem Abend verbrannte sie die meisten Bücher, die Fotos, die Alben. Ganze Regale der Bibliothek warf sie in das Feuer unter dem Balkon. Dann war sie bei der Küche angelangt. Selbst nach so vielen Jahren noch bewahrte sie im Schubkasten Besteck mit den Wapen von Fluggesellschaften auf. An der Küchentür hing ein Schal von einer ihrer Stewardess-uniformen, aus feiner Seide, mit gelben und schwarzen Linien. Sie fuhr mit den Fingern über den Stoff: Wieviel Zeit war seitdem vergangen? Sie kannte diesen Schal, doch jetzt kam er ihr fremd vor. Wieso konnte sie sich nicht erinnern, wann sie ihn hier hingehängt hatte? Plötzlich wurde ihr klar, dass nicht sie, sondern er es war, der den Schal an die Tür gehängt hatte. Und in diesem Augenblick spürte sie, dass er nicht mehr da war. Sie schrie nicht auf, sagte nichts, schaute sich nicht einmal um. Sie wusste, dass man ihn ihr genommen hatte.

30. September, bei Tagesanbruch

Wunderschön ist der Sonnenaufgang an dem Ort, an dem Slobodan auch immer sein mag. Bloß dass durch die Öffnung des Schiebedachs des Kleinbusses nur ein minimales Quadrat vom Himmel zu sehen ist. Und noch dazu weht von dort beißend kalte Morgenluft herein. Er liegt auf dem Boden, damit man ihn von draußen nicht sieht. Am Rücken spürt er die raue Metallfläche. Er sieht ihre Beine, die Soldaten sitzen an der Seite. Von draußen dringt Kanalisationsgeruch herein. Wohin sie wohl fahren? Es stinkt nach faulem Fisch, nach Abgestandenem, Kot und verdorbenen Lebensmitteln. Und der Geruch von Verbranntem, von nassem, modernem Papier und altem, vertrocknetem Nylon. Von Abfällen, wie sie auf Gemüsemärkten zurückbleiben – schmutzige Weinfässer, altes Fleisch und madige Äpfel. Rückstände von abgesehenem Salzlakenkäse, Hühnerstallgeruch. Der Gestank verfilzt sich mit Chemikalienzusätzen, Batteriesäure und Benzin. Es riecht nach Kalk, Zementstaub und Kohle. Der Kleinlaster legt sich scharf nach vorn, die Dachluke wackelt, danach kehrt das Licht ganz plötzlich wieder an seinen Platz zurück – in Streifen über den Boden, es läuft über die Fenster, wie hellweiß gestreifte Sträflingskleidung. Ihm wird klar: Er ist ein Gefangener, und allein von ihm hängt jetzt gar nichts mehr ab.

*

Man hatte ihr bereits eine Million für sein Tagebuch geboten. Das Tagebuch, so erklärte man ihr, ist ein persönlicher Gegenstand, niemand darf es von Ihnen verlangen, geben Sie es nicht her. Sie bekam hartnäckige Anrufe, bei denen Nummern aus Belgien und Holland auf dem Display erschienen. Aber Slobodan hatte ohnehin kein Tagebuch. Man bot ihr an, ihre private Geschichte zu kaufen, eine Stimme schlug vor, Stenografen zu schicken, und sie bräuchte nur noch zu diktieren, sie müsste sich nur hinsetzen und diktieren, während sie

ihren Tee trinke, und was sie diktiere, sei kein Problem, wenn sie es wünsche, könne man ihr Fragen stellen. Für hundert Memoireseiten sollte sie zweihunderttausend sofort bekommen, anderthalb Millionen bei der Verfilmung und zehn Prozent aller weiteren Einnahmen – sie lehnte ab. Immer seltener nahm sie den Hörer ab, doch so oder so wartete sie auf den Anruf, sie konnte sich nicht einfach verstecken und den Moment verpassen, in dem er käme. Aber in ihrem Inneren wusste sie jetzt, dass es ihr am liebsten wäre, wenn alles vorbei wäre, wie ein Traum, sie könnte nun einen anderen Namen tragen, in irgendeiner Stadt, wo man sie nicht kennt, irgendein Haus, etwas Anderes, ein Anderer – sogar ein anderer Mann, sie empfand ihren Körper als müde, aber noch jung, sie wollte, dass etwas weiterginge, doch seitdem der Krieg vorbei war, ging alles immer nur zu Ende, das Geld, die Freunde wurden weniger, die Solariumbräune verblasste, dann verschwand sie ganz, sie war blass, kein Friseur, keine Massagen, ohne die Chauffeure, den Wagen, den Klatsch, das Geld auf der Bank, das sie gewöhnlich am letzten Montag des Monats zählte – es bedrückte sie nicht, dass sie nicht mehr die First Lady war, im Gegenteil, sie spürte die neue Leichtigkeit dieses Zustands, um nicht zu sagen, dass sie, seitdem er nicht mehr neben ihr war, zum ersten Mal seit dreißig Jahren spürte, was Freiheit bedeutete – doch Slobodan liebte sie, wie man ein inneres Organ liebt, das manchmal weh tut, wie einen Zahn oder einen Finger der eigenen Hand, unwiderruflich und sozusagen auf ewig. Aber wie dem auch sei, ein Teil von ihr war an den Luxus gewöhnt, an das Fingerschnipsen und die erfüllten Wünsche, es war, als ob sie das Laufen neu lernen musste, sie ging über den Boden, als hätte sie keine Schuhe an, und das war nicht immer angenehm.

*

Schließlich schafften sie es doch. Vom letzten Geld, das noch übrig geblieben war, erkaufte sie eine Stunde. Der Direktor der Sonderhaftanstalt wollte einhunderttausend und keinen Cent weniger. Doch Mila konnte nicht soviel aufbringen, und er sah ein, dass sie die Wahrheit sagte. Er nahm den Betrag entgegen, und sie vereinbarten siebenhunderttausend. Immer wieder knurrte er, dies sei ein Risiko für ihn, schimpfte, hielt sich aber an die Abmachung – er kümmerte sich um den Transport und alles lief ohne Verzögerung ab. Hätte er das Geld nicht genommen, hätte es erst recht nach einer Gefälligkeit ausgesehen.

Nun waren sie wieder allein. Beide erinnerte diese Begegnung an eine andere, vor fünf- undzwanzig Jahren, als Mila nach München gereist war. Seitdem waren sie nicht mehr für so lange Zeit getrennt gewesen.

Sie gingen ins Wohnzimmer. Sie setzte sich in einen Sessel, er blieb über sie gebeugt stehen und stellte ihr Fragen. Und sie erzählte ihm – von ihrer Arbeit, von Deutschland, dem Studium und so weiter. Danach ging er in die Küche, um Kaffee zu holen. Sie sah sich im Zimmer um, beinahe nichts hatte sich verändert. Hier auf dem Fußboden hatten sie sich geliebt, vielleicht war der Teppich noch derselbe. Und auch die auf dem Sofa verteilten Kissen. Sie lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen. »Was tu ich da bloß!« dachte sie, nicht zum ersten Mal an diesem Tag. Jedoch weder besorgt noch erschrocken, sondern in einer Art Erstarrung.

»Willst du Milch?« fragte Slobodan aus der Küche.

Sie antwortete nicht, in diesem Augenblick sollte er ihre Stimme nicht hören. Dann stand sie auf und lehnte sich an den Sessel. Sie setzte sich auf die Armlehne, mit dem Gesicht zur halboffenen Tür. Einige Sekunden vergingen. Sie zog ihren Pullover aus und legte ihn in den Sessel. Sie knöpfte die Bluse auf, zog sie aus und ließ sie auf die Lehne fallen. Mit den Fingern fuhr sie unter den Gürtel ihrer Hose, genau unter den Nabel. Sie fühlte, dass ihr Bauch angespannt war. Sie befeuchtete ihre Finger mit Spucke und fuhr sich damit über die Augenbrauen. Sie spürte, wie ihre Hand dabei leicht zitterte. Da tauchte er in der Tür auf. Ein, zwei Sekunden blieb er stehen und sah sie an. Dann stellte er die Kaffeetassen auf dem Büffet ab. Sie hielt es nicht mehr aus und senkte den Kopf. Das Haar fiel ihr in die Stirn. Sie spürte die Kühle der feuchten Brauen. Er ging auf sie zu und berührte mit den Handflächen ihre Wangen. Er hob ihren Kopf an, küsste sie, auf die Wange und auf den Mund. Sie steckte ihren Fuß zwischen seinem Bein und dem Sessel hindurch und umschlang von hinten seine Knie. Dann drehten sie sich, so dass er sich auf die Lehne setzte und das ganze Gewicht auf

sich nahm. Seine Wange lag eng an ihren Lippen, Nase und Wangenknochen. Sie bewegten sich überhaupt nicht mehr und schwiegen, atmeten ganz langsam.

Ein heller Schatten kam hinter dem Sessel hervor, glitt über die beiden Körper und am Tisch vorbei, gelangte zum Fenster und streifte dort mit dem Gesicht das Glas. Die Silhouette zerrann im Widerschein des sonnenhellen Tages, und der Engel entschwand hinter dem verschleierte Licht der Vorhänge. Sie warf ihr Haar zurück und hob das Kinn. Ihr Gesicht war genau vor seinem. Sie fuhr mit den Händen über seine Brust und hinunter bis zur Taille. Ein zweiter heller Schatten tauchte von der Seite auf, umkreiste sie beide und gelangte zum Fenster, von wo aus er in den sonnigen Tag hinausflog.

Dann hockte sie sich hin, mit dem Rücken an den Sessel gelehnt. Sie atmete den warmen Geruch seines Schoßes ein.

Sie taten es nur einmal – sie im Stehen, auf seine Arme gestützt. Sie küsste ihn auf den Hals, biss ihm zärtlich in die Ohrfläppchen, dann heftete sie ihre Lippen auf seine. Sie steckte ihm die Zunge in den Mund und bis zum Schluss trennten sie sich nicht mehr. Sie saßen ineinander, er unter ihr. Sein Rücken wurde feucht und sie fuhr ihm mit gekreuzten Händen darüber, von der Taille zum Hals und wieder zurück. Ihre Haut wurde nass von der Feuchtigkeit seines Körpers. Sie holten tief Luft, öffneten die Augen und schauten sich aus ein, zwei Zentimetern Entfernung an, jeder den Atem des anderen einatmend. Sie lächelte und streichelte seine nasse Stirn, glättete sein wirres Haar. Das Telefon klingelte. Sie blieben in ihrer Haltung, ohne sich zu trennen. Eine helle Silhouette huschte über die Vorhänge, und ihr Flügel verdeckte das Licht des Himmels mit einem funkelnden Schatten, greller als der Glanz der Sonne.

Das Telefon klingelte, doch sie wusste, dass es nicht das Telefon war. Es war das Signal für den Abschied. Eine Stimme ertönte:

»Milic, Sie sind jetzt frei!«

Er stand auf, sie versuchte, das Weinen zu unterdrücken. Wollte ihn streicheln, »Slobodan« zu ihm sagen. Doch sie wusste, dass sie es nicht konnte, nicht in jener Wirklichkeit. Dort war sie nicht sie selbst, war eine andere. Sie war jung, wusste noch zu wenig. Mit dem Ende des Klingeltons hörte alles auf, ihre jungen Körper, seiner und ihrer, begannen sich zurückzuziehen, als ob sie sich von dem dünnen abschirmenden Netz, das das Nicht-Wahre von der Realität trennt, lösten. Das Licht verschwand, zusammen mit dem Ton, der das Ende ankündigte. Das Fenster erlosch, auch das Zimmer wurde unsichtbar. Mila verlor Slobodan und sich selbst aus dem Blick, das Zimmer, die Feinheiten, die Details.

»Lieben Sie ihn noch?« wurde sie gefragt.

Sie musste auf diese Frage nicht antworten. Überhaupt konnte man sie nicht zwingen, auf irgendwelche Fragen zu antworten, wenn sie nicht wollte. Über ihr leuchtete unter der grauen Decke das strenge weiße Licht von Neonlampen.

»Kann ich ihn jetzt mit nach Hause nehmen?« fragte sie.

Sie dürfen, bekommt sie zur Antwort, auf Kosten des Tribunals. Aber in der zweiten Klasse, mit der Bahn.

*

Auf der anderen Seite der Grenze, am Übergang, wird die Fracht in ein Auto umgeladen. Der Krankenwagen rast mit ausgeschalteten Scheinwerfern über eine Nebenstraße. Die Dellen und die in den Asphalt gefressenen Löcher verursachen ungleichmäßige Radstöße. Endlich hört das Rütteln auf. In der staubigen Landschaft zeichnen sich die flachen Konturen von Signalmasten ab, umgeben von flockigen Kugeln aus Disteln. Schräge kreuzförmige Weichensteller, die groben Stäbe und Gegengewichte von Bahnweichen. Daneben Stapel von Zementschwellen, wahllos zwischen die Gleise geworfen. In der Ferne schimmern bläulich die Umrisse des Bahnhofs, still und tot. Die Länge der Gleise trägt – der Bahnhof und die Stadt sind weit entfernt, einen ganzen Kilometer. Bis hierher dringen weder das Stimmengewirr der Menschenmengen, noch irgendein anderer Laut, nur die dumpfen Pfeiftöne einer Lokomotive.

Schweigend wird der Sarg vor dem weit offenen Güterwaggon abgeladen, dann klappen die Türen des Krankenwagens zu. Mit ausgeschaltetem Blaulicht auf dem Dach entfernt sich das Fahrzeug in einer breiten staubigen Kurve. Es verschwindet oberhalb der Straße, die ohne Schilder und Begrenzungen das kahle Feld durchquert. Es wird wieder still.

Die Gitter der Verladerampe klirren. Die Lok bewegt die Achsen, paarweise beginnen sich die Räder zu drehen, kriechen durch den schmalen Korridor, der direkt nach Osten führt. Wagen um Wagen fährt vorbei, langsam gewinnt der Zug an Geschwindigkeit, löst sich vom Staub und den niedrigen Schatten der Maste, fährt ohne ein Signal davon. Klappern von geschlossenen Türen und voll heruntergelassenen Rollläden an den schmutzigen Fenstern. Die Rahmen, in denen normalerweise die Schilder mit den Fahrtzielen stecken, sind leer. Blinde, zerkratzte Eisenplatten ohne Aufschrift, ohne Start- und Zielbahnhof.

Das Gleis ist leer, in dieser Richtung ist kein Zug zu sehen. Ringsum keine Menschenseele. Weit hinter den verlassenen Bahnschuppen in Richtung Stadt, im Schatten der rostigen Zisternen zückt ein Landstreicher sein Messer. Eher ein Messerchen mit kurzer Klinge und abgenutztem Holzgriff. Er zückt es und versetzt seinem Gefährten einen Stich, einem alten, nicht klar wie alten Mann, mit genauso gelb gewordenem Gesicht wie sein eigenes. Er stößt es ihm zwischen Bauch und Brust in den Körper, am Ende eines Streits unter Betrunknen. Ihre Bewegungen sind stumm und ausdruckslos, und ebenso schweigend beobachtet sie der Scharfschütze vom 8. Sonderzug für rückwärtige Dienste durch die Optik seines Karabiners. Still und reglos liegt er, atmet geräuschlos nur in halben Zügen, ohne zu schlucken – der amerikanische Spezialeinsatz, hoch oben zwischen den asphaltbeschmierten Brettern des alten Verladerurms. Der Zug ist ohne Zwischenfall abgefahren, und der Scharfschütze nimmt das Tarnnetz, das das Weiße seiner Augen verbirgt, von der Blende, reibt sich die taub gewordenen Ellbogen und packt den Karabiner ein. Bevor er den Lauf in die dünne Stoffhülle wickelt, wirft er einen letzten Blick zu den Schuppen – die beiden Landstreicher haben sich aufgerappelt, der mit dem Messer hat den anderen, dem er den Stich versetzt hat, untergefasst und versucht ihn zu stützen. Mit dem schwankenden Gang von Betrunknen hinken die beiden davon. Der Scharfschütze sichert die Waffe, klappt die Okulardeckel herunter. Er sieht auf die Uhr, die in die Innenseite des Ärmels eingenäht ist. Das Glas ist von schwarzen Klebestreifen durchfurcht und spiegelt somit nicht. Der amerikanische Spezialeinsatz weiß, dass ihn in sieben Minuten der Flugzeugkonvoi abholen wird. Er hängt sich die Waffe über die Schulter, wickelt den flauschigen Strick von der Spule und seilt sich zu den Schienen ab. Gewohnheitsmäßig schaut er sich nach Spuren um, alles ist sauber. In sechs Minuten kommt die Maschine. Das Beste wird sein, er legt sich auf den Boden und bleibt damit unsichtbar. Wahrscheinlich kann ihn so nur der Satellit sehen. Doch auf dem Satelliten ist niemand, es ist nur eine Metallkapsel voller Objektive und Chips. Staub und Unkraut stören den Soldaten nicht, also lässt er sich lautlos auf dem Schotter nieder. Er hat noch fünf Minuten. Er weiß, dass er nicht einschlafen wird, darin ist er geübt, aber er hat Lust, ein wenig zu fantasieren. Er schließt die Augen. Die mit Tarnfarben bedeckten Lider klappen ihm ins Gesicht, das wie ein Brett aus Baumrinde bemalt ist, mit pappgrauen Flecken hier und da. Der amerikanische Spezialeinsatz schläft, sagt er zu sich selbst, ich schlafe hier auf dieser Erde und das heißt nichts Besonderes. Ich hatte einfach einen Auftrag, und der ist nun zu Ende. Der Flugzeugkonvoi muss jeden Moment eintreffen.

*

Wir fahren mit diesem Zug, der Waggon rollt, durch die Fenster dringen ab und zu Lichtstreifen herein. Baumstämme reihen sich aneinander, kurze Querungen von Hochstraßen, Fußgängerbrücken, klingelnde Gleise an beschränkten Bahnübergängen. An den Schranken sind spiegelnde Glasplättchen befestigt, senkrecht an quietschenden Ringen hängende Stäbchen, Absperrungen und Zäune vor Herden, die darauf warten, dass wir vorbeifahren, Autos, ein paar verlorene Fußgänger, Radfahrer, Lastwagenfahrer, die mit einer Zigarette im Mund und aufgekremelten Ärmeln aus ihren Kabinen gestiegen sind – Menschen, ich liebe euch!, ich liebe euch, Tiere, Gärten, Steildächer – möchte ich ausrufen. Welche wunderbare Kluft der Geschwindigkeit zwischen mir und euch liegt. Jemand ruft mir etwas durch das offene Fenster zu, irgendein Kind von draußen, ein Junge, am Straßenrand zeigt mir jemand die Zähne. Ich höre einen Fluch, mit gehässiger Stimme herausgeschrien. Ich bin allein, stehe aufrecht im Wagen. Diese Wand mit dem Spiegel über den Lehnen: Die Quecksilberlegierung, von Feuchtigkeit und Rost angefressen, zerfrisst mein eigenes Bild, gelbbraune Wasserblasen, unter denen ich mich betrachte.

Aus dem Bulgarischen von Elvira Bormann-Nassonowa

Georgi Tenev (geb. 1969) ist Schriftsteller und Dramaturg. Er veröffentlichte bisher die Bücher *Strahât na rezidenta ot otzovavane* (Die Angst des Statthalters vor Abberufung. Prosa und Theaterkritiken, 1999), *Citadelata, ploštadna poema* (Die Zitadelle, ein Straßenpoem, 2002), den Roman *Vunderkind – Karamazovi variacii* (Wunderkind – Karamasow-Variationen, 2004), sowie den Kurzroman *Kristo i svobodnata ljubov* (Christo und die freie Liebe, 2005). Im Mai 2006 erschien sein jüngstes Werk *Partien dom* (Parteipalast) beim Sofioter Verlag Altera. 1999 erhielt Georgi Tenev in Berlin den PRIX EUROPA – Bestes Europäisches Radiodrama des Jahres. Er gehörte zu den Teilnehmern des ersten Pan-European radio sitcom project der EBU (European Broadcasting Union). Er hat mehr als zwanzig Theaterstücke, Hörspiel- und Fernsehdrehbücher geschrieben. Seine Stücke und Theatertexte sind von namhaften bulgarischen Regisseuren inszeniert worden (Gardev, Dobtchev, Mladenova) und wurden auch in Russland, Deutschland, Belgien, den Niederlanden, Frankreich und der Schweiz aufgeführt. Er beteiligt sich aktiv an den aktuellen Kulturdebatten in Bulgarien, ist Mitglied verschiedener Redaktionskollegien, hat publizistische, medienkritische und konzeptionelle Schriften zu neuen Medien und dem Internet verfasst. Er hatte Lehraufträge an der Akademie für Theater- und Filmkunst in Sofia und war 2005 Gastlektor am Lehrstuhl für Kulturwissenschaften der Sofioter Universität. Er ist Mitbegründer der Künstlergemeinschaft Triumviratus Art Group. Seit Ende Mai dieses Jahres moderiert er außerdem die wöchentliche Fernsehsendung *Bibliotekata*. Georgi Tenev lebt und arbeitet in Bulgarien. Kontakt: info@tenev.info.

